

2015/1
ISSN 1613-3889

Jesuiten



Vom guten Tod

Jesuiten

Ausgabe März/2015



Das Titelbild sowie die weiteren Illustrationen zum Schwerpunktthema „Vom guten Tod“ sind Motive aus einem Glasfenster von Sieger Köder in der Friedhofskapelle der Jesuiten in Pullach bei München. Thema des Fensters ist „Leiden und Sterben“. Das Motiv auf Seite 18 symbolisiert die Hoffnung auf Auferstehung. Der den Jesuiten zeit Lebens nahe stehende Künstler Sieger Köder ist am 9. Februar 2015 gestorben.
© SJ-Bild/Franke

1 Editorial

Schwerpunkt

- 2 Der „gute Tod“ – früher und heute
 - 4 Autonomie – Selbstbestimmung angesichts des Todes
 - 6 Die Angst vorm Sterben
 - 8 Zur politischen Debatte um assistierten Suizid
 - 10 Ihr Tod lehrt mich: leben
 - 11 Was bedeutet einem jungen Arzt der Tod?
 - 12 Kann es eine Kunst des Sterbens geben?
 - 14 Ein leiser Abschied – nicht ohne Kampf
 - 15 Begegnung mit einer Angehörigen
 - 16 Alle Menschen müssen sterben – Jesuiten auch
 - 17 Das Leben ist ein kostbares Geschenk, seine Fülle aber misst sich nicht in der Zeit.
 - 20 Jesu Tod – ein guter Tod?
-

Geistlicher Impuls

- 22 Liebensbriefe
-

Nachrichten

- 24 Neues aus dem Jesuitenorden
-

Medien

- 28 Barry/Doherty: Gott in allen Dingen finden
-

Personalien

- 28 Jubilare / Verstorbene
-

Vorgestellt

- 30 Das Archiv der Deutschen Provinz
-

Autoren dieser Ausgabe

Die besondere Bitte

- 34 Aus der Geschichte lernen
-

- 37 Standorte der Jesuiten in Deutschland

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Frage nach dem Sterben – dem Sterben-Müssen und dem Sterben-Dürfen – erscheint heute vielleicht ambivalenter denn je: Obwohl uns der Tod tagtäglich vor Augen steht (in den Medien, in Kinofilmen, Krimiserien usw.), spielt er im alltäglichen Leben der meisten von uns keine Rolle: Im Leben ist der Tod oft nicht präsent. Der Tod einer geschätzten Bekannten oder eines geliebten Menschen aus Verwandtschaft oder gar Familie kann uns manchmal wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen. Andererseits stellen sich angesichts der Möglichkeiten der modernen Medizin immer neue Fragen: Wie lange sind lebensverlängernde Maßnahmen bei schwer kranken Menschen sinnvoll? Wie können wir – für Angehörige und für uns selbst – ein Sterben in Würde möglich machen? Gibt es genügend Hospize oder Hospizstationen? Auch die Debatte um den Suizid und eine mögliche ärztliche Assistenz, die 2014 im Bundestag begonnen hat, wäre hier zu nennen.

Die Frage nach einem gelungenen Sterben, nach dem „guten Tod“, ist gesellschaftspolitisch höchst aktuell. Und sie betrifft jede einzelne und jeden einzelnen von uns existentiell: Was ist für mich ein guter Tod? Wie möchte ich selbst sterben können? Es gibt immer mehr Anlässe, die uns diese Fragen stellen lassen: Organspendeausweis, Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht – wer aufmerksam und weitsichtig leben möchte, stößt bereits in jungen Jahren darauf.

Zugleich ist die Frage nach dem „guten Tod“ ein sehr sensibles Thema: Kommt der Tod nicht oft zur Unzeit? Kann man angesichts eines verfrühten Todes, angesichts von langer Demenz oder eines Krebsleidens von einem „guten Tod“ sprechen? Vor diesem Hintergrund kann die Rede über gelingendes Sterben und den „guten Tod“ auch unerträglich werden und provozieren.

Das Schwerpunktthema „Vom guten Tod“ sucht nicht nach letzten Antworten. Es will eine Vielfalt von Perspektiven aufzeigen und persönlichen Zeugnissen und Erfahrungen von Krankheit, Sterben und Tod das Wort geben. Die christliche Tradition kannte lange Zeit eine *ars moriendi*, eine Kunst des Sterbens. Auch diesen Fragen nach einer guten Vorbereitung auf den Tod soll nachgegangen werden. Was hieße eine solche in unserer schnelllebigen Zeit? Kann der Blick auf den Tod und die Tatsache, dass er unausweichlich zu unserem eigenen Leben gehören wird, einen neuen Blick auf das Leben ermöglichen? Sicher erfahren wir im Angesicht des Todes Angst, Schmerzhaftes, Trauer. Es wäre gewiss hilfreich, den Tod zu beschönigen. Aber vielleicht hat uns der Tod gerade in seiner Härte und Spröde viel zu sagen? Die einzelnen Beiträge zu diesem Schwerpunkt berichten von beidem, von Schmerz und Trost und Hoffnung.

Eine gute Zeit der Lektüre und ein gutes Zugehen auf die Passions- und Osterzeit!

STEFAN HOFMANN SJ

CLAUS PFUFF SJ

Der „gute Tod“ – früher und heute

„Wie möchten Sie einmal sterben?“ Diese Frage würden wohl die meisten Zeitgenossen mit „möglichst schnell und im Schlaf“ beantworten; denn auf diese Weise, so kalkulieren wir, bleiben uns Pflegebedürftigkeit und Schmerzen erspart. Ganz anders die Menschen früherer Jahrhunderte: Sie wollten auf keinen Fall unvorbereitet sterben. Im Mittelalter und in der Barockzeit galt der „gute Tod“ als wichtiges Ziel: das Sterben im Kreis der Familie oder Ordensgemeinschaft, im Vertrauen, zu Gott „heimzukehren“; im „Stand der Gnade“, nicht in Angst vor den Strafen eines langen Fegfeuers oder gar der Hölle, sondern in der Hoffnung, ja Vorfreude auf die Vollendung in Gott. „Selig die Toten, die im Herrn sterben“ (Off 14,13).

Das motivierte dazu, sich nicht erst im hohen Alter, sondern schon mitten im aktiven Leben auf das Sterben vorzubereiten. Zu diesem Zweck gründete im Jahr 1648 der Generaloberer des Jesuitenordens Vincenzo Caraffa in Rom eine „Bruderschaft vom guten Tod“, die in Italien und anderen Ländern zahlreiche Mitglieder gewann und mancherorts auch „Bruderschaft von der Todesangst Christi“ hieß. In Graz gehörten ihr bald 7.000, in Köln über 13.000 Frauen und Männer an.

Ziel war die Erlangung einer seligen Sterbestunde, und um sich rechtzeitig darauf vorzubereiten, verpflichteten sich die Mitglieder zu einem intensiven christlichen

Leben mit häufiger (nicht nur jährlicher) Beichte und Kommunion und regelmäßiger Andacht sowie gegenseitiger Hilfe. Vor allem sollten sie dafür sorgen, dass keiner ohne die Sterbesakramente sterben muss. Manche Bruderschaften trafen sich jede Woche, andere jeden Monat zur Andacht mit Lied, Gebet, Predigt und Generalkommunion.

Die Predigten und Gebete handelten vorwiegend von der Todesangst und dem Leiden Jesu. Hat das die Gläubigen nicht belastet? Es hat wohl eher dazu beigetragen, die natürliche Angst vor dem Sterben zu verarbeiten und den Tod zu akzeptieren, indem man sich in das Gebetsringen Jesu versenkte. Jesu Leiden sollte als Zeichen seiner Liebe zu uns wahrgenommen werden, wie ein Barockprediger sagte: „Durch Dein süßestes Herz, geliebter Jesu, träufle meinem Herzen, wenn es dereinst bricht, nur ein Tröpflein Deiner Liebe ein.“

Heute gibt es nur noch wenige Gut-Tod-Bruderschaften. Eine stark diesseitsorientierte Mentalität neigt dazu, das Sterben zu tabuisieren oder überlässt das Thema den Ärzten und ausgebildeten Sterbegleitern. Letztere zeigen im Geist der Hospizbewegung meistens wieder Verständnis für den Gedanken, dass zu einem „guten Tod“ auch die Verwurzelung im Glauben gehören kann.

BERNHARD GROM SJ



© SJ-Bild/Franke

Autonomie – Selbstbestimmung angesichts des Todes

Für immer mehr Menschen in unserer Gesellschaft ist der Begriff des „guten Todes“ eng mit der Vorstellung eines autonomen, selbstbestimmten Sterbens verbunden, die sich nicht nur gegen die Zwänge einer inhumanen Apparatedizin und eines übertriebenen ärztlichen Paternalismus richtet, sondern auch die Idee einer souveränen Bestimmung des eigenen Todeszeitpunktes einschließt. Im Gegensatz zur umgangssprachlichen Gleichsetzung der Ausdrücke „Autonomie“ und „Selbstbestimmung“ versteht man – vor allem unter dem Einfluss der Kantischen Ethik – unter einem autonomen Willen im Wesentlichen einen vernunftförmigen Willen, der sich nicht von rein subjektiven Faktoren, sondern von rationalen Gründen bestimmen lässt.

Schaut man aus dieser aufklärerischen Perspektive auf die Debatte um die Sterbehilfe, dann zeigen sich zwei unterschiedliche Entwicklungen: Zum einen die Bemühungen derer, die im Namen einer recht verstandenen Patientenautonomie darauf abzielen, die medizinischen und pflegerischen Leistungen stärker als bisher am Respekt vor der legitimen vernünftigen Selbstbestimmung des Patienten zu orientieren. Die Maßnahmen reichen von einer Verbesserung der ärztlichen Aufklärung des noch

entscheidungsfähigen Patienten zur Ermöglichung einer „informierten Zustimmung“ vor operativen Eingriffen über die Entwicklung innovativer Konzepte „assistierter Selbstbestimmung“, die z.B. bei neurologischen Erkrankungen die gezielte Einbeziehung emotionaler und affektiver Persönlichkeitsressourcen ermöglichen, bis hin zur rechtzeitigen Umstellung der Behandlung auf palliative Versorgung des Patienten, um die noch verbleibende Lebensqualität zu verbessern.

**Dem Menschen kommt
in allen Phasen seiner Existenz
eine absolute Würde zu.**

Auf der anderen Seite stehen radikal individualistische Vorstellungen eines grenzenlosen Selbstbestimmungsrechtes, die ärztliches Handeln als wertneutrale Dienstleistung verstehen, dessen Aufgabe einzig darin besteht, die Wünsche der Patienten möglichst effizient zu erfüllen. Anhänger dieser Richtung, die bereits einen Zustand wachsender krankheitsbedingter Abhängigkeit als ‚würdelos‘ betrachten und daher dazu tendieren, *Autonomie* mit *Autarkie* zu verwechseln, sehen auch



© SJ-Bild/Franke

eine ärztliche Suizidbeihilfe oder sogar die Tötung auf Verlangen (aktive Euthanasie) vom Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen gedeckt.

Die katholische Kirche hat diesbezüglich stets betont, dass Selbstbestimmung nicht isoliert zu betrachten ist: Der Einzelne ist von seiner sozialen Umgebung nicht unabhängig. Da dem Menschen in allen Phasen seiner Existenz als Ebenbild Gottes eine unbedingte Würde zukomme, sei die Ausübung des Grundrechts der Selbstbestimmung an objektive Grenzen gebunden, die jede Totalverfügung über das eigene Leben im Sinne der Selbsttötung ausschließen.

Der Gesetzgeber steht angesichts dieser Gemengelage vor einer schwierigen Herausforderung: Zum einen muss er das Gesundheitssystem so weiterentwickeln, dass bisherige unnötige Beschränkungen der freiheitlichen Selbstbestimmung der Patienten – etwa durch eine einseitige

Förderung rein technikbasierter Behandlungsformen – korrigiert werden. In diesem Zusammenhang kommt dem rechtlichen Schutz von Vorsorgeinstrumenten (wie z.B. Patientenverfügung) sowie dem flächendeckenden Ausbau der Palliativmedizin große Bedeutung zu.

Zum anderen muss er in einer zunehmend pluralistischen Gesellschaft einen möglichst schonenden Ausgleich zwischen der Selbstbestimmung des Einzelnen und den Schutzbedürfnissen besonders verletzlicher Personengruppen (Alte, Kranke und Behinderte) herbeiführen. Es ist zu wünschen, dass in der Debatte um die organisierte Suizidbeihilfe ein Verständnis von Autonomie an Boden gewinnt, das um die Grenzen der Selbstbestimmung weiß und ein katastrophisches Todesverständnis durch die Bereitstellung erreichbarer und bezahlbarer pflegerischer Unterstützung vor Ort überwindet.

PROF. FRANZ-JOSEF BORMANN

Die Angst vorm Sterben

Erfahrungen eines Krankenhausseelsorgers

Das Gemälde „Der Schrei“ des norwegischen Malers Edvard Munch kommt mir in den Sinn, wenn ich an Angst und Sterben denke. Eine Person schaut uns erschrocken an und schreit mit weit geöffnetem Mund und ebenso weit geöffneten Augen. Im Hintergrund stehen zwei Personen, die in eine andere Richtung schauen, scheinbar unbeteiligt.

Die Sterbeforscherin Dr. Elisabeth Kübler-Ross befragte Menschen mit „Nahtoderfahrung“. In ihren Büchern beschrieb sie Tröstliches und Hoffnungsvolles. Wie durch einen Tunnel geht es dem Licht entgegen. Als Frau Dr. Kübler-Ross selbst 2004 starb, hieß es von ihr, dass sie ein schweres Sterben hatte. Sind also Erschrecken und Angst angebracht, „weil ja noch niemand je von dort zurückgekehrt ist“? Die letzte große Aufgabe des Menschen in dieser Welt wird das Sterben sein. Aber gerade dafür gibt es keine Handlungsanweisung.

Einmal kam mir die Frau eines Patienten ganz verzweifelt auf dem Gang entgegen. Sie erzählte mir, dass ihr Mann bald sterben müsse, aber seit Tagen nur noch fernsehe und nichts mehr sage. Er durchlebte die Phase des „Nichtwahrhabenwollens“. Ob ich nicht mal mit ihm reden könne? Ich bat sie, doch selbst mit ihrem Ehemann zu sprechen. Zwei Tage später ha-

ben wir dann zu dritt das Sakrament der Krankensalbung gefeiert: eine sehr tiefe, ernste und bewegte Angelegenheit, die Tränen in unsere Augen brachte. Gott schenkt seinen Frieden, „so, wie die Welt ihn nicht geben kann“.

Oft ist das Sterben ein Prozess, der sich über Tage hinzieht. Ganz langsam erlischt das Leben und versagen einzelne Organe. Eine gute Palliativmedizin nimmt dem Sterbenden weitgehend die Schmerzen; der Besuch von nahen Menschen kann den Abschied erleichtern (oder erschweren).

Als Krankenhausseelsorger bin ich privilegiert, am Bett eines Sterbenden da zu sein, ein Ansprechpartner für Fragen, Ängste und Nöte. Da gibt es Unversöhnliches in der Biographie, das Zerbrechen von Beziehungen, lange währende Zerwürfnisse in der Familie und Sorge und Angst auch um den kranken Ehepartner, der dann allein zurückbleiben wird. Die Aussprache kann es dem Kranken leichter machen. Persönliche Worte des Gebetes helfen, in Gottes Liebe zu übergeben, was unvollendet bleibt. Oft sind es ganz einfache Mittel, die helfen, beim Sterbenden zu sein: das Halten der Hände, ein Handschmeichler-Kreuz aus Olivenholz. Die Verwandten ermutige ich oft, von zu Hause zu erzählen.



© SJ-Bild/Franke

Als ganz großen Segen erfahre ich es, wenn der Patient oder die Familie das Sakrament der Krankensalbung erbitten. Der Zuspruch der liebenden Zuwendung

Jesu zu den Kranken schenkt ihnen und den Angehörigen einen großen inneren Frieden und Trost.

WOLF Z. SCHMIDT SJ

Zur politischen Debatte um assistierten Suizid

Wie kann die Rechts- und Gesundheitspolitik eines demokratischen Rechtsstaates Einfluss auf ein öffentliches Meinungsklima nehmen, das den Sterbenden die Annahme ihres Schicksals ermöglicht? Der Rückzug auf eine liberale Position nach dem Motto: Jeder soll in der Ausübung seines Selbstbestimmungsrechtes frei entscheiden, wann und wie er sterben möchte, stärkt nicht die Autonomie Sterbender, sondern setzt sie subtilen Zwängen aus. Durch das Wissen darum, dass es jederzeit die Möglichkeit gibt, die zum Tode führende Wegstrecke des Lebens durch die Bitte um Suizidbeihilfe oder die Tötung auf Verlangen abzukürzen, setzt Sterbende dem Zwang zur Rechtfertigung ihres Daseins aus.

Wie ein Mensch über sich und sein Leben urteilt, ist immer auch eine Reaktion darauf, welche Wertschätzung ihm von anderen entgegengebracht oder nicht mehr entgegengebracht wird. Der Gedanke, anderen durch die Pflegebedürftigkeit zur Last zu fallen, das Wissen um die dadurch entstehenden, teilweise sehr hohen Kosten sowie das Gefühl der Nutzlosigkeit in einer leistungsorientierten Gesellschaft schränken die Möglichkeit einer unabhängigen Beurteilung des eigenen Lebenswertes stark ein. Denn gerade in der letzten Phase des Sterbens kann die mög-

liche Erfahrung eines eigenen Lebenssinnes nur dann gelingen, wenn sie von der Solidarität und Nähe anderer Menschen mitgetragen wird. Der Rückzug auf eine Position der Autonomie, die es dem Sterbenden selbst überlässt, für die Umstände seines Sterbens aufzukommen, kann schnell in die faktische Verweigerung der Hilfe umschlagen, die dieser in seiner Gebrechlichkeit benötigt.

Die geforderte Zulassung der ärztlichen Suizidbeihilfe steht vor demselben Widerspruch, der sich bei der Tötung auf Verlangen zeigt: Ihre Befürworter werden nicht müde, zu betonen, dass es beim ärztlich assistierten Suizid nur um eine ultima ratio geht, die nicht empfohlen, sondern nur enttabuisiert und als Gewissensentscheidung von Patienten und ihren Ärzten anerkannt werden soll. Warum aber soll diese legale Möglichkeit nur in Extremfällen gewählt werden, wo sie sich doch auch im Normalfall als humane Alternative, als Abkürzung eines langen, mühsamen und kostspieligen Weges empfiehlt? Die moralische Billigung der ärztlichen Suizidbeihilfe oder die empfehlende Feststellung, dass sie dem ärztlichen Ethos nicht widerspricht, erweitern das Handlungsspektrum des Arztes und die Wahlmöglichkeiten des Patienten nicht einfach nur um eine weitere Option, son-

dern sie verändert die Entscheidungsbasis von Grund auf: Allein das Wissen um diese Möglichkeit, die von vielen als naheliegend und wünschenswert betrachtet wird, führt dazu, dass sie auch in Fällen gewählt wird, die mit der ursprünglich als Ausnahme gedachten Extremlage nicht mehr vergleichbar sind.

Erst recht würde ein öffentliches Angebot organisierter Suizidhilfe Handlungen, die auf die Auslöschung der eigenen Existenz gerichtet sind, den Anschein von Normalität und allgemeiner Akzeptanz verleihen. Um dies zu vermeiden, kann eine Rechts-



© SJ-Bild/Franke

ordnung, die auf die Hochschätzung vor dem Leben jedes einzelnen ihrer Bürger gegründet ist, die Beihilfe zur Selbsttötung nur als individuelle Gewissensentscheidung eines dem Suizidwilligen nahestehenden Menschen, nicht aber als unterstützendes Angebot von Sterbehilfevereinen tolerieren. Jede darüber hinausgehende Bereitstellung, Erleichterung und Förderung von Möglichkeiten der Suizidbeihilfe würde das fatale Signal an Schwerkranke und Sterbende aussenden, die Gesellschaft lege ihnen ein freiwilliges, lautloses Abschiednehmen aus der Mitte der Lebenden nahe, bevor sie diesen zur Last zu fallen drohen. Ein solches Signal sollte ein demokratischer Rechtsstaat, der auf die Achtung des Lebens aller seiner Bürgerinnen und Bürger gegründet ist, nicht geben.

PROF. EBERHARD SCHOCKENHOFF



© SJ-Bild/Franke

Ihr Tod lehrt mich: leben

Erfahrungen eines Hospizseelsorgers

„Im Mittelpunkt steht der ganze Mensch.“ Dieser Selbstanspruch der Hospizidee erweist sich mit dem Selbstverständnis jesuitischer Seelsorge, *iuuare animas* („den Seelen helfen“), als gut kompatibel. In einem Brief zählt Juan Polanco, der Sekretär des Ignatius von Loyola, verschiedene Seelsorgstätigkeiten der Jesuiten auf. Einige davon, so schreibt er, sollen helfen „gut zu leben, andere, gut zu sterben“. In die Lebenswelt der Hospize übersetzt, bedeutet *iuuare animas*: Menschen zu helfen, gut zu leben, bis zuletzt.

Im Folgenden stehen Frauen, Männer und Kinder im Mittelpunkt, die mir als Lehrende begegnet sind. Die meisten davon sind schon verstorben. Von ihnen allen aber gilt, was Hilde Domin, die große, so achtsame Lyrikerin in ihrem Text „Unterricht“ schreibt: „Jeder der geht, belehrt uns ein wenig über uns selber. Kostbarster Unterricht an Sterbebetten.“

Die, die mir „kostbarsten Unterricht“ erteilen, sind sterbende Menschen, die daran sind, ihr Leben zu vollenden. Sie lehren uns vieles „über uns selber“. Nicht zuletzt aber, dass wir alle Lernende bleiben. Viele dieser geschenkhafte Begegnungen berühren zutiefst und hinterlassen Spuren. In allen aber wird mir vor Augen geführt: Einmal werde auch ich gelebt haben. Denn auch ich werde dem Tod nicht ent-

kommen. Unausweichlich wird er mir eines Tages begegnen, als *mein* Tod.

Die Begegnungen mit dem Tod anderer Menschen haben nicht dazu geführt, mich an ihn zu gewöhnen. Sie fordern mich immer wieder heraus, mich der Frage zu stellen, wie ich selbst angesichts des Todes lebe und wie ich leben möchte. Ich habe lernen müssen und bin noch dabei zu lernen, diese Fragen auszuhalten, Tag für Tag neu.

Dem Tod aber begegne ich nach wie vor mit Furcht und argwöhnischer Scheu. Denn das Erleben des Sterbens anderer lässt mich die Macht des Todes spüren und, dass auch ich ihm ohnmächtig ausgeliefert bin. Denn er zwingt uns, unser ganzes Leben lang mit ihm zu leben. Doch in vielen Begegnungen und Begleitungen haben mich die sterbenden Menschen gelehrt, durch ihr Sterben gelehrt, nicht am Feindbild „Tod“ festzuhalten, sondern den Tod selbst als Lehrer des Lebens zu begreifen. Das Sterben dieser Menschen – „kostbarster Unterricht“: Ihr Tod lehrt mich zu leben, „einfach so“, wie es die Lyrikerin Christine Busta ins Wort bringt: „Einfach so sich in die Hingabe bergen, ins große Wagnis der Liebe. Sich keine Sicherheit errechnen, nur eine Gewissheit haben: den Tod. Vielleicht kann man so das Leben erfüllen.“

KLAUS M. SCHWEIGGL SJ

Was bedeutet einem jungen Arzt der Tod?

Der Umgang mit dem Tod ist in den ersten Semestern des Medizinstudiums eher ein Randthema. Schon die ersten Präparationsversuche setzen voraus, Körperspender eher als Objekte statt als Menschen anzusehen. Dies ist wichtig, um ohne Beklemmungen lernen zu können, aber der Tod wird dadurch in den Hintergrund gedrängt.

Beim Stichwort Tod denke ich sofort an den Tod zukünftiger Patienten und daran, dass ich dann wohl versagt habe. Bei genauerer Betrachtung muss Tod jedoch nicht automatisch eine Niederlage bedeuten. Er kann auch als unausweichliches Ende des Lebens oder einer als unerträglich erlebten Situation angesehen werden.

Wenn der Tod eines Patienten naht, stellen sich auch bei den Angehörigen Fragen und Ängste ein. Wie können wir ihm einen würdigen Tod ermöglichen? Wie soll also vorgegangen werden? Eher passiv oder maximal-intensiv? Im Prinzip entscheiden das der Patient und die Angehörigen, oder es wurde vorher durch den Patienten festgelegt. Diese Festlegung bietet aber oft nur eine scheinbare Erleichterung, denn nicht bedachte Möglichkeiten können im Raum stehen, oder es ist eben doch nicht so „leicht“, das Leben bzw. den Angehörigen loszulassen.

Während meines Freiwilligen Sozialen Jahres im Rettungsdienst habe ich erlebt, dass viele Menschen erwarten, dass der Arzt die richtige Entscheidung treffen kann und ihm

dahingehend vertrauen. Die eine richtige Entscheidung gibt es meines Erachtens jedoch nicht. Zwar können einerseits „objektive“ Kriterien die Entscheidungsfindung unterstützen, andererseits dienen sie nur ihrer Vorbereitung. In die letztendliche Entscheidung fließen Emotionen, Intuition und Patientenbeziehung wesentlich mit ein. Wichtige Fragen wollen bedacht und beantwortet werden: Was ist eigentlich ein guter Tod? Wie lange ist ein Leben lebenswert? Wer beurteilt das? Wie sind die Chancen des Patienten und wie geht er mit seiner Situation um?

Nicht jede Vorstellung oder Einschätzung der Situation wird vom Patienten laut ausgesprochen. Manches wird nur schwer und zwischen den Zeilen erkennbar sein oder unklar bleiben. Als Arzt bin ich gefordert, eine gute Beziehung zum Patienten aufzubauen. So kann ich vielleicht erspüren, was mein Gesprächspartner sagen will und wie er die Situation beurteilt.

Das Dilemma scheint mir zu sein, nach außen hin den Anschein der Sicherheit wahren zu müssen, obwohl ich unter Umständen keine sichere Entscheidung treffen kann. Die Verantwortung für ein Leben zu haben, ist ein zwiespältiges Gefühl. Einerseits kann mein Engagement wirkliche Verbesserungen für den Patienten bringen, andererseits riskiere ich eventuell seinen Tod. Deshalb müssen Entscheidungen auch mir selbst gegenüber gut begründet sein.

DAVID HUNDERTMARK

Kann es eine Kunst des Sterbens geben?

Mehrmals in meinem Leben rückten schwere Erkrankungen, nach dem Urteil der Ärzte, meinen Körper in die Nähe des Todes. Aber einmal klopfte er gewissermaßen bei mir selbst an.

Ich war etwa 54 Jahre alt, als die Leistung meiner Nieren so abnahm, dass ich mich ab da einer regelmäßigen Dialysebehandlung unterziehen musste. Während einer solchen geschah es nun plötzlich, dass mir schwarz vor Augen wurde und ich mich so zusammenkrampfte, dass ich den Alarmknopf nicht mehr erreichen konnte. Ich versuchte zwar noch, die Schwester, die gerade im Raum war, zu rufen. Aber sie hörte mich nicht ... Das nächste, was ich dann wieder mitbekam, war, dass sie an der Maschine hantierte, um die Blutwäsche abzubereiten. Als ich sagte „Ich glaube, jetzt war ich eine Zeitlang weg“, antwortete sie: „Ich habe ihnen gerade das Leben gerettet“. Da dachte ich: So wäre ich also sonst aus dem Leben gegelitten, ohne es überhaupt zu merken? Nein, so banal möchte ich nicht gestorben sein, ohne meine Beteiligung, ohne Bewusstsein. Die überlieferte Gebetsbitte fiel mir ein: Vor einem plötzlichen Tod bewahre mich!

Zwar wünschen sich heute, wenn man den Umfragen glauben darf, viele Leute einen plötzlichen Tod. Wenn schon gestorben sein müsse, dann möglichst schnell und unmerklich. Für eine „Kunst des Sterbens“ bleibt da kein Platz. Wel-

chen Sinn sollte diese auch haben, wenn ihre Voraussetzungen nicht mehr geglaubt werden, dass nämlich der Tod nicht nur ein Ende, sondern auch und vor allem ein Übergang ist, zur Konfrontation mit der Wahrheit meines Lebens und zur Begegnung mit Gott, meinem Schöpfer selbst.

Sich darauf soweit möglich vorzubereiten durch eine Beichte und den Empfang der hl. Kommunion als letzte „Wegzehrung“ (viaticum), und dann, soweit es geht, be-

Das Leben ist in jedem Augenblick vom Tod umfängen.

gleitet zu werden durch das Gebet der umstehenden Nächsten – das galt und gilt teilweise immer noch als die Kunst des Sterbens für katholische Christen. Dadurch unterscheidet sich das Sterben eines Menschen vom Verenden eines Tieres, dem es ansonsten zu gleichen scheint.

Aber tiefer gesehen stellt sich die Frage: Kann ein Mensch überhaupt lernen, richtig zu sterben? Lernen setzt Übung und diese Wiederholung voraus. Beides trifft hier nicht zu, denn man stirbt nur einmal. Es gibt kein Probieren, weil der erste Versuch schon der letzte ist. Vor allem aber gilt: Sterben ist ganz pas-

siv, kein Tun. Wenn man etwas lernen kann, dann nur dies, dass das Leben jeden Augenblick vom Tod umfassen ist, weil es wesentlich sterblich ist. Was man lernen kann, ist, dass das Leben auf der Erde keine Selbstverständlichkeit oder gar ein Recht ist, sondern nur für eine bestimmte Zeit gegeben ist und immer ein Geschenk des Schöpfers bleibt. Was man einüben kann, ist die Haltung in den Glauben, der sich so ausspricht: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn“ (Röm 14,8).

So kann sich eine Dankbarkeit ergeben und auch eine Zuversicht angesichts des kommenden Todes. Das ist eine Zwilings-Stimmung, die sich unterscheidet von der ambivalenten Stimmung des Menschen ohne Glaube, der den Tod einmal als Ende des geliebten Lebens fürchtet und ein andermal als Ausweg aus allen Übeln und aller Verantwortung ersehnt. Denn einen solchen Ausweg gibt es nicht, so wenig, wie wir uns selbst ins Dasein gerufen haben. Wir sind zwar sterblich geschaffen, aber nicht wie Tiere, sondern als Wesen, die, vom ewigen Gott her und auf ihn hin, im Innersten unvergänglich sind. Sich diese Wahrheit anzueignen, ist die Arbeit eines ganzen Lebens. Zu ihr gehört die Aneignung einer Haltung, die in sehr schlichter Weise in dem überlieferten Lied Ausdruck findet „Jesus, dir leb' ich. Jesus, dir sterb' ich. Jesus, dein bin ich im Leben und im Tod.“

GERD HAEFFNER SJ



© SJ-Bild/Franke

Ein leiser Abschied – nicht ohne Kampf

Wie stark ist der Blick auf unsere Lieben geprägt von eigenen Wünschen, Ängsten und Horizonten? Würden mein Vater oder meine Geschwister über den Tod meiner Mutter dieselbe Geschichte schreiben? Wir sind jedenfalls eine Generation, die am liebsten ewig leben würde, aber ohne zu altern. Tod ja, Abschied nein. Deshalb das Schreckgespenst schlechthin – „Demenz“.

Meine Geschichte mit der Demenz von Mutter begann bei einem Spaziergang in den Voralpen, nur dass ich es damals noch nicht wusste. Sie stürzte ohne Anlass und Vorwarnung. Begann es da, dass sie langsam die Kontrolle über ihren Körper verlor? Es häuften sich Gebrechen und Stürze. Irgendwann wurde sie stiller. Sie überließ meinem Vater immer mehr Aufgaben, die zuvor ihr Reich gewesen waren, und die Initiative auf fast allen Gebieten. Oft denke ich, dass eine der Herausforderungen in der Ungleichzeitigkeit bestand. Für sie begann wohl alles so: Merken, dass irgendwas nicht stimmt, ohne es ins Wort zu bringen. Damit allein sein und sich ins sichere Schweigen zurückziehen. Als wir anfangen mit der Krankheit zu kämpfen, lag das schon hinter ihr. Nun waren wir es, die sie verwirrten. Wir wollten es nicht glauben und testeten sie: „Erinnerst Du Dich nicht?“ Meine Mutter lernte perfekt die Ungemütlichkeit zu überspielen mit dem unverwech-

selbaren Witz der Orientierungslosen: „Mamma, warum hängst Du denn so schief im Rollstuhl?“ Ratloses Schweigen. „Mamma, wie fühlst Du Dich?“ Strahlendes, freches Grinsen: „Abgehängt halt!“ Uns fiel der Kontakt schwer, als die Unterhaltungen nicht mehr gingen. Ihr reichte, da zu sein, stundenlang am Fenster den Vögeln zuzusehen oder Bildern aus der Vergangenheit oder ... Aber da schienen Friede und Einwilligung durch, ganz nüchtern auch in den klaren Momenten. Morgens in der Dusche sang sie mit einer Pflegerin oder sagte Gedichte auf, die, Gott weiß wie, dem Vergessen entgangen waren.

Es war hart für meinen Vater, körperlich und seelisch. Und doch waren sie sich, wie er sagte, besonders nahe in dieser Zeit. Wie gern würde ich ihr die quälende Angst und die Einsamkeit in den Phasen der Orientierungslosigkeit und den Schmerz der letzten Stunde ersparen. Aber da waren eben auch das Aufblitzen von frohem Lachen, Wärme und geteilte Lebensfreude. Mir kommt der Tod meiner Mutter wie ein leises Weggehen vor, ein Verwehen, nicht ohne Momente des Schmerzes und doch sanft und gewaltlos. Das hat meinen Blick auf die Krankheit Demenz jedenfalls verändert: Es war – das mag paradox klingen – ein bewusster Abschied, der alle mitkommen ließ, und ich möchte keine Stunde missen.

TOBIAS ZIMMERMANN SJ

Begegnung mit einer Angehörigen

Der Tod eines geliebten Menschen bedeutet Schmerz und Verlust, nicht zuletzt für die Angehörigen. Kann es für sie einen „guten“ Tod geben? Ich bin Frau Maria Oppold an der Uni Tübingen begegnet. Nach einer Diskussion über ethische Fragen am Lebensende erzählte Frau Oppold von ihrem Mann und deutete an, dass sie beide das erlebt hätten: einen guten Tod. Interessiert fragte ich nach – und wenige Tage später war ich zu Gast in Frau Oppolds Wohnung.

Sie hatten die Wohnung vor gut sechs Jahren bezogen, erzählt sie dann bei Kaffee und Tee. Und das gemeinsame Ausräumen des Hauses, das sie zuvor lange Zeit gemietet hatten, sei ihr und ihrem Mann eine große Hilfe gewesen: eine erste Übung des Loslassens. Wer ein Haus von drei Etagen leerräumen muss, der müsse von vielem Abschied nehmen. Dass nur eineinhalb Jahre nach dem Einzug in die Wohnung auch ihr Mann gehen musste, das hätten sie damals freilich noch nicht geahnt. Bauchspeicheldrüsenkrebs war die Diagnose. „Jetzt ist es bei uns.“ – „Kannst du so mit mir gehen?“ hatte ihr Mann gefragt. – „Ja“, war ihre Antwort. Und dieses Ja hatte beide getragen bis zum Tod. Ihr Mann hatte die Kraft, die Diagnose anzunehmen – obwohl die Palliativmedizin nicht alle Schmerzen nehmen konnte. Bekannte meinten, sie sollten kämpfen. Aber der Krebs war zu weit fortgeschritten.

„Wie haben Sie die langen Wochen der Krankheit durchgestanden?“ frage ich.

„Gespräche, viele offene Gespräche“ ist die Antwort. „Wir haben unser ganzes Leben durchgekaut. Auch die Reibungen. Wir konnten sehr offen über alles reden. So war es gut.“ Ich bin überrascht. Nicht zuletzt, weil Frau Oppold zuvor auch über ihre eigene lange Krankheitsgeschichte berichtet hat. Tagebuch-Schreiben seit dem Tag der Diagnose, das wäre auch hilfreich gewesen.

Der Weg zu einer versöhnten Sicht ist ein Geschenk.

Und sicher auch eine Nahtodeserfahrung, die Frau Oppold vor Jahren selbst erlebt hatte. Von der hat sie ihrem Mann dann neu erzählt. Das Vertrauen auf Gott war ihnen wichtig, aber einen fremden Pfarrer hätten sie nicht gewollt. „Wir sind ja getaufte und gefirmte Christen. Wir können uns vergeben.“ Für den Gedenkgottesdienst nach Herrn Oppolds Tod wählten sie gemeinsam noch das Credo und ein Osterlied. Ich staunte. Der Weg zu einer so versöhnten Sicht kann nicht leicht gewesen sein. Haben Schmerz und Verlust erst im Nachhinein ihre Härte verloren? Jedenfalls war und bin ich sehr dankbar dafür, Frau Oppold begegnet zu sein. Ein solcher Weg und ein solches Zeugnis gelebten Glaubens muss sicher erst errungen werden; aber es ist, so scheint mir, vor allem ein Geschenk.

STEFAN HOFMANN SJ

Alle Menschen müssen sterben – Jesuiten auch

„Wie im ganzen Leben, so soll auch und noch viel mehr im Tod ein jeder aus der Gesellschaft sich bemühen und Sorge tragen, dass Gott unserem Herrn in ihm Ehre und Dienst erwiesen und die Nächsten erbaut werden, wenigstens durch das Beispiel seiner Geduld und Tapferkeit, zugleich mit lebendigem Glauben, Hoffnung und Liebe zu den ewigen Gütern, die uns Christus unser Herr durch die so unvergleichlichen Mühen seines zeitlichen Lebens und Sterbens verdient und erworben hat“, so Ignatius in den Satzungen.

Viele Menschen haben Angst, in ein Altersheim zu kommen. Jesuiten sind davon nicht ausgeschlossen. Dazu gehört der Wechsel von der vertrauten Umgebung, das nicht mehr Apostolisch-Tätig-Sein-Können, die Einstellung auf das Sterben. Oft aber ist es so, dass manche Mitbrüder noch jahrelang im Altenheim leben.

Ein an Alzheimer erkrankter Mitbruder 68 Jahre, war nur anderthalb Jahre bei uns. Er war noch sehr beweglich, ahnte aber, was ihm bevorstand. Eines Tages sagt er zu mir. „Weißt du, dass ich todkrank bin?“ Er lebte mit diesem Wissen, er konnte sich auch nicht mehr groß äußern, die täglichen Spaziergänge, die noch möglich waren, liebte er, auch wenn er kaum etwas sagen konnte. An der hl. Messe konnte er noch teilnehmen. Sein Gesicht drückte oft Trauer aus, manchmal konnte er noch lächeln. Eines Tages kam eine Starre über

ihn, er konnte sich kaum noch bewegen, kam ins Krankenhaus und starb dort auch nach ein paar Tagen. Regelmäßig hatte er Besuche empfangen, die manchmal zwei Tage blieben.

Viele können bei uns im Haus sterben. In der letzten Phase liegen sie meist im Bett und warten auf den Tod. Mitbrüder oder auch die Angestellten in der Krankenabteilung wachen und beten dann bei ihnen, nicht dauernd, aber stundenweise.

Soweit es noch möglich ist, empfangen sie die Krankensalbung zur Stärkung auf ihrem Weg und die Eucharistie. Da ergibt sich leicht die Möglichkeit, noch persönlich miteinander zu beten. Von solchen Begegnungen bin auch ich immer wieder gestärkt aus dem Zimmer gegangen.

Nach dem Tod geschieht eine Aussegnung bei uns, eine kleine Andacht im Eingangsbereich, wozu alle Hausbewohner und Angestellten kommen, und sich um den Sarg versammeln, der kurz danach abgeholt wird. Und jeden Abend bis zum Beerdigungstag betet die Kommunität gemeinsam den Rosenkranz für den Verstorbenen.

Am Beerdigungstag versammeln sich viele Jesuitenmitbrüder und andere auf unserem Jesuitenfriedhof und erweisen nach dem Requiem dem Toten die letzte Ehre.



© SJ-Bild/Franke



Das Leben ist ein kostbares Geschenk, seine Fülle aber misst sich nicht in der Zeit

Sechs Jahre würde er dieses Jahr im August. Doch unser Sohn Simon wird für immer ein Baby bleiben – und auch das nur in unseren Herzen.

Gut drei Wochen alt ist Simon, als wir mit seinen harmlos erscheinenden Hautflecken zum Kinderarzt gehen und die Verschreibung einer Salbe erwarten. Aber der Arzt schickt uns geradewegs in die Universitätsklinik. Am Abend die Diagnose Leukämie. Es folgen dramatische Stunden: Die Krebszellzahl in Simons Blut ist so hoch, dass die Ärzte nicht wissen, ob er die Nacht überlebt.

Nach ein paar Tagen ist klar: Simon ist Hochrisiko-Patient. Wie groß die Heilungs-Chance ist, mag kein Arzt uns sagen. Wir spüren, dass sie eher klein sein muss, doch das blenden wir aus. Halt gibt uns, dass es einen Behandlungsplan gibt. Mit anfänglichen Erfolgen wird die Chemotherapie abgearbeitet. Lange Krankenhausaufenthalte ohne Einzelzimmer führen uns an den Rand der Erschöpfung. Zum Glück können wir uns öffnen und Freunde, Verwandte und Bekannte regelmäßig per Email informieren, auch über unsere Zweifel. Viele folgen der Bitte, uns zu schreiben – die tägliche Post gibt viel Kraft. Die Ärztin rät, Simon bald taufen zu lassen. Es ist eine schöne, intensive Feier zu Hause.

Doch das alles hilft nichts. Am Tag, bevor Simon sechs Monate alt wird, ist endgültig klar, dass er nicht geheilt werden kann – Lebenserwartung „eher Wochen als Monate“. Die Hiobsbotschaft bringt zunächst auch Segen: Die palliative Therapie ist ambulant und viel sanfter. Auch wenn wir mehrmals wöchentlich in die Ambulanz müssen, gibt es endlich Platz zur Ge-

Einen „guten Tod“ kann es für ein Kind nicht geben.

staltung eines Privatlebens. Wir können beide Elternzeiten nehmen. Es ist Simons beste Zeit, er entwickelt sich. Wir feiern Krankensalbung – und Ostern.

Wie ist die fehlende Perspektive für das eigene Kind auszuhalten? Wir leben von Tag zu Tag, hoffen, dass die Zeit uns hindurch trägt. Um nicht nur auf den Tod zu warten, wagen wir nach zwei Monaten ein Wochenende am Meer und genießen so etwas wie Normalität als junge Familie. Kurz danach kippt die Situation. Simon bekommt Schmerzen. Warum haben die Ärzte sich nicht vorher Gedanken darüber gemacht, dass die Morphinpflaster für einen Säugling zu groß sind? Als die Schmerzen endlich im Griff sind, ent-

scheiden wir bald nach ärztlichem Rat, Simon keine Bluttransfusion mehr zu geben. So wird er müde, aber weniger schmerz anfällig. Freunde und Familie besuchen uns, um Simon noch einmal zu sehen. Im Alter von fast neun Monaten hört Simon auf zu atmen. Ein Freund, der bei ihm wacht, ruft uns vom Frühstückstisch, so dass wir Simons letzten Regungen beiwohnen. Die Zeit steht still, Tränen, Gebet. Erleichterung, dass Simon „es geschafft hat“. Wie selbstverständlich waschen wir ihn, machen auch Fotos des toten Körpers, die uns heute befremden. Simon wird im Wohnzimmer aufgebahrt, viele verabschieden sich von ihm, der so tot doch schon ein ganz anderer ist. Noch viel mehr gehen mit uns Simons letzten Weg auf den Friedhof nebenan. Wir fühlen uns beschenkt und beraubt zugleich.

Heute schauen wir aus dem Küchenfenster, können den Baum sehen, unter dem Simons Grab liegt, und denken: Wir haben vieles richtig gemacht im Umgang mit Simons Krankheit, Sterben und Tod. Wir durften erleben, dass so viele für ihn gebetet und noch mehr gehofft haben. In seinem kurzen Leben lagen Freude und Leid eng beieinander. Wir können nicht wissen, was er – als Säugling – darüber dachte. Er hatte ein fröhliches Naturell und wirkte trotz aller Strapazen meist zufrieden. Ein „guter Tod“ also? Wir sträuben uns gegen dieses Wort, es ist falsch hier. Das eigene Kind soll sich entwickeln dürfen, nicht sterben, das stellt das Leben auf den Kopf. Einen „guten Tod“ kann es für ein Kind nicht geben.

ULRIKE SCHMIDT UND GERO FLUCKE

Foto: Flucke / Schmidt



Jesu Tod – ein guter Tod?

Ein Tod ist gut, wenn er am Ende eines langen und erfüllten Lebens kommt. Zu dieser Überzeugung gelangt, wer die Berichte der Bibel über das Lebensende der Patriarchen des Volkes Israel liest. Über den Tod Abrahams heißt es nach Auflistung der Namen all seiner Kinder: „Er starb in hohem Alter, betagt und lebenssatt, und wurde mit seinen Vorfahren vereint“ (Gen 25,8). Dem Tod Jakobs geht der Segen für seine Söhne voraus (Gen 49).

Langes Leben und zahlreiche Nachkommenschaft sind Zeichen für den besonderen Segen Gottes. Wer das erreicht hat, blickt auf ein erfülltes Leben zurück und kann einen guten Tod sterben. Es versteht sich von selbst, dass Jesus diese Kriterien für einen guten Tod nicht erfüllt hat. Schon die Art und Weise seines Todes ist schrecklich. Dazu kommt, dass er jung stirbt, auf der Höhe seiner Lebenskraft, und dass er kinderlos stirbt. Das ist so ziemlich das Gegenteil von dem, was sich ein Jude unter einem guten Tod vorstellt.

Wagen wir einen Blick in die Tradition der Kirche. Bei der Bitte um einen guten Tod wird der heilige Josef angerufen. Er gilt als „patronus agonizantium“, Patron der sich im Todeskampf Befindenden. Die Evangelien schweigen zwar über den Tod des Nährvaters Jesu. Weil er aber nur zu Beginn erwähnt wird, in den Kindheitserzählungen bei Matthäus und Lukas, später aber nicht mehr vorkommt, hat sich eine feinfühlig

Volksfrömmigkeit seine Todesstunde ausgemalt: Als alter Mann liegt Josef im Bett, umgeben von seiner lieben Frau Maria und seinem Adoptivsohn Jesus, die weinend von ihm Abschied nehmen.

Wer den Tod in der tröstenden Gegenwart Jesu und Marias erleben darf, der stirbt wahrhaft einen guten Tod. Darum dürfen wir auf die Fürbitte des heiligen Josef vertrauen, wenn sich unsere eigene Todesstunde nähert, auf dass auch wir dereinst die Liebe Christi und seiner Mutter nicht entbehren müssen.

Der Tod Jesu sprengt alles, was vorher galt.

Die Gegenwart geliebter Menschen in der Sterbestunde spielt bereits bei den Patriarchen Israels eine Rolle. Bei ihnen sind vor allem die eigenen Söhne wichtig. Isaak und Ismael sind zugegen, als Abraham stirbt. „Nach dem Tod Abrahams segnete Gott seinen Sohn Isaak“ (Gen 25,11). Auch die zwölf Söhne Jakobs sind da und trauern um ihren Vater. Stets ist der Tod des Vaters mit dem Segen für die nächste Generation verbunden. Der Tod beendet zwar das Leben des einen, aber er ist zugleich auch Anlass zum Segen für die Nachkommen.

Wer war zugegen, als Jesus am Kreuz starb? Johannes berichtet: „Bei dem Kreuz standen

seine Mutter und die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Klopas, und Maria von Magdala“ (Joh 19,25). Es sind Frauen, die Jesus schätzten und liebten. Wahrscheinlich weinten sie um ihn (vgl. Lk 23,27). Beim Kreuz Jesu stand aber auch der Jünger, den er liebte (Joh 19,26). Inmitten der Kälte des Hasses und der Gewalt leuchtet ein Funke der menschlichen Wärme auf, ein Funke des Trostes und der liebenden Anteilnahme.

Langes Leben und zahlreiche Nachkommenschaft sind Zeichen für ein von Gott gesegnetes Leben und Voraussetzungen für einen guten Tod. Jesus hingegen stirbt jung und kinderlos, vom Volk verachtet, scheinbar als ein von Gott Verfluchter. Doch im Glauben erkennen wir: Der Tod Jesu sprengt alles, was vorher galt. Der Tod Jesu ist nicht das Ende seines Lebens, sondern ein Durchgang zu einem neuen, bis dahin unvorstellbaren Leben. Als erster verwirklicht er, was er allen verheißt hat: „in Ewigkeit leben“ (Joh 6,51). Jetzt ist alles anders: Ein erfülltes Leben ist nicht mehr Voraussetzung für einen guten Tod, sondern umgekehrt der Tod Jesu ermöglicht erst das wahre „Leben in Fülle“ (Joh 10,10). Und auch die Zahl der Nachkommenschaft ist nun nicht mehr entscheidend. Denn Jesus hat allen Menschen den Zugang zu diesem neuen, erfüllten und ewigen Leben eröffnet.

MAURITIUS HONEGGER OSB



© SJ-Bild/Franke

Li**e**bensbriefe

Ende Oktober 2014 haben Kinder in St. Michael „Li**e**bensbriefe“ geschrieben und gemalt. An langen Tischen wurde kurz erklärt, was ein Liebensbrief ist: eine Botschaft an verstorbene Menschen und Tiere. Auf einer Spezialfolie, für Blinde entwickelt, wird mit weißem Stift gezeichnet. Die Spuren sind eingepägt. Weiße Zeichnungen auf einem weißen Hintergrund lassen das Licht durchscheinen. Die Kinder durften ihre Li**e**bensbriefe vor den Gittern der Seitenaltäre aufhängen und dahinter ein Liebenslicht aufstellen.

Das Projekt wurde von der Kunstpädagogin Marielle Seitz entwickelt. Es soll die Auseinandersetzung mit dem Tod auf eine neue, lichte Weise in die Gesellschaft bringen. Mehr als viertausend Kinder haben in Kindertagesstätten oder Schulen teilgenommen. Auf einem Friedhof und in der Münchner Fußgängerzone waren rund um Allerheiligen die Botschaften der Kinder als soziale Plastik ausgestellt. Die transparenten Folien hingen wind- und wetterfest wie an einer Wäscheleine.

Als Marielle Seitz 2013 das Projekt startete, fragte sie sich: Wie werden Kinder aus unterschiedlichen Religionen und Kulturen reagieren, Kinder von Atheisten, von Christen und Muslimen? Die Initiatorin stellte danach fest: „Die meisten Kinder gehen davon aus, dass es nach dem Tod ein Leben gibt. Sie bezeichnen es als Himmel und glauben, dass es dort schön ist.“

Anrührende Geschichten sind passiert. Eine Gruppenleiterin fragte sich: „Kann ich das meiner Gruppe zumuten, wo wir ein Mädchen haben, dessen Mutter vor kurzem gestorben ist? Aber es war eine Befreiung“, sagte sie später. Die Kinder hatten einfühlsame Fragen gestellt und das Mädchen getröstet. Viele Pädagogen und Eltern waren überrascht, wie mitfühlend kleine Kinder mit dem Thema umgingen. Alle berichteten, dass sie trotz der traurigen Augenblicke viel mit den Kindern gelacht haben. Ein Mädchen hat zu weinen angefangen, als sie vor der Folie saß; weil sie froh war, sagte sie. Ihr Opa war ganz plötzlich gestorben, kurz zuvor hatte er ihr noch etwas geschenkt, aber sie konnte sich nicht mehr bedanken. In ihrem Liebensbrief hat sie das nachgeholt.

Opa und Oma waren die häufigsten Adressaten. Was mich überraschte: Viele schrieben an ihre Großeltern, obwohl sie die gar nicht gekannt hatten. Da meldet sich offenbar ein Gespür für die eigenen Wurzeln. Die am meisten gebrauchten Worte waren alle Spielarten von „Liebe und lieb haben“, das Verb „vermissen“ und das Substantiv und Adjektiv „Tod/t“. Der Tod und die Liebe, die großen Themen des Lebens – für Kinder und Erwachsene.

Im Allerseelengottesdienst regte ich an: Lassen wir uns von den Kindern zu einem tieferen Glaubens- und Lebenswissen führen.



Ich möchte auch Sie, liebe Leserinnen und Leser, zur Meditation einiger *Liebensbriefe* einladen:

- Da und doch nicht da ... Wo bist du? Du fehlst mir! Valentina
- Diese Schmerzen sind so schrecklich. Ich vermiss dich so, Oma Erika. Ich liebe dich.
- Für bestimmt viele ist der Tod sehr traurig. Ich habe ihn erlebt. Meine Tante ist gestorben. Mein Opa kannte ich nie und sehr viele Tiere sind gestorben, aber wenn sie die Augen schließen, dann sehen sie alle, die tot sind, und das ist ein wunderbares Gefühl.
- Liebe Oma, ich hätte dich gerne kennen gelernt. Papa hat gesagt, dass du lustig bist. In Papas Kinderalbum siehst du auch sehr nett und lustig aus. Ich hätte gerne noch viel mit dir gemacht – viele Herzen – Ich liebe dich.
- Lieber kleiner Vogel. Leider bist du gegen unsere Fensterscheibe geflogen. Ich vermisste dein Zwitschern.

Meditations-Bilder

- Ein Großer Engel schwebt in der Höhe, nimmt ein Mädchen bei der Hand, das seinen kleinen Bruder an der Hand hält. Darüber das Auge Gottes.
- Ein großes Zifferblatt, das zur Hälfte in der Erde steckt – darüber eine leicht geneigte Sanduhr – darüber Sonnenstrahlen.
- Immer wieder gemalt: Kleine Menschen, Kinder in einem großen Herzen.

„Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, doch am größten unter ihnen ist die Liebe.“ (1 Kor 13,13)



Neues aus dem Jesuitenorden

Thema Missbrauch: Wo steht der Orden heute?

Fünf Jahre nach dem ersten Bekanntwerden von Fällen systematischen Missbrauchs an Kindern und Jugendlichen in Einrichtungen des Jesuitenordens in Deutschland ist das öffentliche Interesse unvermindert hoch: Klaus Mertes SJ war neben zahlreichen Interviews am 26. Januar zur Bundespressekonferenz des Missbrauchsbeauftragten der Bundesregierung in Berlin eingeladen, Johannes Siebner SJ war Gesprächspartner verschiedener Veranstaltungen in Bonn und Bad

Godesberg, und Tobias Zimmermann SJ war präsent in den Berliner Medien.

Für die Ordensleitung fasste Provinzial Stefan Kiechle SJ den aktuellen Stand der Dinge zusammen: „Der Prozess der Aufklärung ist, soweit wir das heute sehen, weit voran gekommen und mit insgesamt vier Untersuchungsberichten umfassend dokumentiert. Seit 2010 hat es zahlreiche direkte persönliche Kontakte zwischen Betroffenen, Vertretern der Betroffenen und Verantwortlichen des Ordens gegeben. Das Gesprächsangebot der Ordensleitung besteht auch weiterhin.

Etwa die Hälfte der dem Orden bekannt gewordenen Opfer aus Einrichtungen des Jesuitenordens haben die von uns angebotene Zahlung von 5.000 Euro als Zeichen der Anerkennung des Leids angenommen. Darüber hinaus haben wir in Einzelfällen Therapiekosten übernommen und weitere Hilfe und Unterstützung finanziert.

Parallel dazu haben wir – in Abstimmung mit der Deutschen Ordensoberenkonferenz (DOK) – weitreichende „Leitlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger und erwachsener Schutzbefoh-

Foto: Christine Fenzl



Die Teilnehmer der Bundespressekonferenz am 26.1. in Berlin (v.l.n.r.): Johannes-Wilhelm Rörig (Missbrauchsbeauftragter der Bundesregierung), Matthias Katsch (Eckiger Tisch e.V.), Anselm Kohn (Missbrauch in Ahrensburg e.V.), Adrian Koerfer (Glasbrechen e.V.), Prof. Sabine Andresen (Goethe-Universität Frankfurt/M.) und Klaus Mertes SJ.

lener“ in Kraft gesetzt und zwei fachlich hoch qualifizierte Ansprechpersonen beauftragt. Zudem wurde ein Mitbruder für solche Begegnungen benannt, in denen ausdrücklich das Gespräch mit einem Jesuiten gewünscht wird.

Unseren Schulen und Kollegien in Berlin, Bonn – Bad Godesberg und St. Blasien haben detaillierte Präventionsprogramme entwickelt und umgesetzt.

Ordensintern haben wir einen intensiven Diskussionsprozess darüber angestoßen, was die Erfahrung von Verantwortung und Versagen für unser Selbstverständnis als Priester und Ordensleute bedeutet und welche Konsequenzen wir daraus zu ziehen haben für den einzelnen und auch im Blick auf die Strukturen im Orden.

36. Generalkongregation und Provinzkongregation

Der Generalobere der Jesuiten, Adolfo Nicolás, hat am 8. Dezember 2014 die 36. Generalkongregation der Gesellschaft Jesu einberufen. Sie wird am 2. Oktober 2016 in Rom mit einer Eucharistiefeier beginnen. Eine der zentralen Aufgaben ist die Wahl eines neuen Generaloberen, nachdem Pater Nicolás, wie in JESUITEN 02-2014 berichtet, seinen Rücktritt erklärt hatte.

Zur Vorbereitung der Generalkongregation finden in allen Jesuitenprovinzen Provinzkongregationen statt. In der Deutschen Provinz kommen dazu ab dem 28. Juni im Heinrich Pesch Haus in Ludwigshafen 40 gewählte Delegierte sowie sechs Amtsträger zusammen.



Aula der Generalkongregation

Michael Schöpf SJ neuer Leiter des „Instituts für Gesellschaftspolitik“

Nach 28 Jahren übergab Johannes Müller SJ die Leitung des „Instituts für Gesellschaftspolitik“ an der Hochschule für Philosophie in München an seinen Nachfolger Michael Schöpf SJ. Der neue Leiter war zuletzt zehn Jahre im Brüsseler Regionalbüro des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes tätig. Dort brachte er die Erfahrungen, die seine Kollegen tagtäglich in der Begleitung von Flüchtlingen in 14 europäischen Ländern machten, in den politischen Prozess ein. „Es ist mir ganz wichtig, die Wirklichkeit mit den Augen derer zu sehen, die unter Ungerechtigkeit leiden, und ihrer Perspektive einen Platz in unseren Entscheidungsprozessen zu geben. Diese Menschen brauchen unsere Hilfe. Und sie rufen uns die Fülle des Lebens in Erinnerung, auf die wir selbst hin geschaffen sind“, sagte Michael Schöpf. Zu seinen Aufgaben in Brüssel gehörten ebenso die Konzeption von Forschungsprojekten und die Koordination von Hilfsprogrammen mit Partnerorganisationen. In den Jahren 2000 bis 2005 war er bereits Mitglied des Instituts für Gesellschaftspolitik.

„Die hervorragende Qualität der sozial-ethischen Reflexion gerade im Hinblick auf einige der drängendsten gesellschaftlichen Diskurse ist ein Grund, warum wir das Institut für Gesellschaftspolitik heute mehr denn je brauchen. Als Jesuiteneinrichtung wollen wir im Einsatz für mehr Gerechtigkeit fundiert argumentieren“, betont Michael Schöpf. Und er fügt mit Blick in die Zukunft hinzu: „Ich sehe es als eine Herausforderung, dieses Wissen noch mehr in Entscheidungsprozesse zugunsten der Armen einzubringen und unsere Fragestellungen von einer Kenntnis ihrer Lebenswelt bestimmen zu lassen.“

Stefan Dartmann SJ wird Rektor im Germanicum

Stefan Dartmann ist zum 31. Juli als neuer Rektor des „Germanicum“ in Rom ernannt worden. Seine bisherige Aufgabe als Hauptgeschäftsführer von Renovabis, wo er seit November 2010 tätig war, gibt er zum 31. Mai auf. Der gebürtige Gelsenkirchener Stefan Dartmann trat 1978 in den Orden ein und war von 1986 bis 2004 als Seelsorger in St. Eugenia in Stockholm tätig. Von 2004 bis 2010 war er Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten.



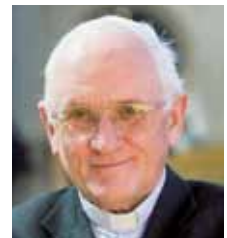
Michael Schöpf SJ



Stefan Dartmann SJ



Benedikt
Lautenbacher SJ



Eberhard
von Gemmingen SJ

Das 1552 von Papst Julius III. und Ignatius von Loyola gegründete Germanicum für den in Rom studierenden Priesternachwuchs aus den deutschsprachigen Ländern des mittleren West- und Osteuropas steht traditionell unter der Leitung eines Jesuiten. Derzeit leben und studieren rund 70 Seminaristen – Priester und Priesteramtskandidaten – aus 49 Diözesen und 15 unterschiedlichen Ländern am „Germanicum“.

Benedikt Lautenbacher SJ wird „Fundraiser“ der Deutschen Provinz

Stefan Dartmann löst als Rektor im Germanicum Benedikt Lautenbacher SJ ab, der seit August 2011 in diesem Amt verantwortlich war. Der gebürtige Oberbayer Lautenbacher war lange Jahre in der Seelsorge in Aachen und Göttingen tätig und wechselt nach München in das Provinzialat der Deutschen Provinz der Jesuiten, wo er zum Herbst 2015 die Aufgabe des Leiters der Projektförderung und damit die Verantwortung für den Bereich „Fundraising“ der Jesuiten in Deutschland übernimmt.

Stefan Kiechle SJ, Provinzial der Deutschen Provinz der Jesuiten, sprach Eberhard von Gemmingen SJ (78), der seit 2010 die Projektförderung verantwortet hatte, seinen besonderen Dank und die Anerkennung der ganzen Provinz aus. Seinem Nachfolger wird er von München aus auch weiterhin unterstützend zur Seite stehen.

Personalnachrichten

Clemens Blattert steht ab Sommer 2015 ganz für die Arbeit der Berufungspastoral zur Verfügung.

Jörg Dantscher hat die Aufgabe des Stellvertretenden Missionsprokurators mit übernommen.

Julian Halbeisen wird ab Mitte 2015 Subregens im Priesterseminar Sankt Georgen.

Walter Happel wird ab Juli 2015 in der Pfarrei St. Johannes in Oelde in der Diözese Münster mitarbeiten.

Klaus Jochum ist im Januar nach Trier gewechselt und übernimmt dort verschiedene seelsorgliche Aufgaben.

Hans-Jürgen Kleist beendet im Sommer 2015 seine Arbeit im Canisius-Kolleg in Berlin und wechselt als neuer Ausbildungsdelegat ins Provinzialat nach München.

Josef Singer arbeitet gemeinsam mit Wolfgang Bauer seit Januar in der neuen Seelsorgeeinheit St. Blasien mit.

Johann Spermann ist seit Anfang des Jahres Ansprechpartner für von sexueller Gewalt Betroffene, die ein persönliches Gespräch mit einem Jesuiten wünschen.

Heinrich Watzka ist vom Generaloberen Adolfo Nicolás zum neuen Rektor der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen ernannt worden und hat sein Amt am 1. März angetreten.

ZUSAMMENGESTELLT VON THOMAS BUSCH

Barry/Doherty:

Gott in allen Dingen finden



Eine Verwurzelung im Hier und Jetzt und das Integrieren aller menschlichen Regungen: Das ist das, was die ignatianische Spiritualität auszeichnet. Der Schlüssel dazu ist der besondere Umgang mit

den Spannungen des Lebens. Den scheinbaren Gegensätzen und Widersprüchen im Alltag des Einzelnen sowie in der Gemeinschaft geht dieses Buch nach und bietet so einen leicht verständlichen und kreativen Zugang zur Spiritualität und Lebenskunst der Jesuiten. Eine Inspirationsquelle, auch auf dem eigenen Lebensweg neue Schritte zu gehen.

William A. Barry SJ / Robert G. Doherty SJ
 Gott in allen Dingen finden
 Die Dynamik ignatianischer Spiritualität
 107 Seiten
 Preis: € 14,80 (zzgl. Versandkosten)

Bestelladresse:
 INIGO Medien GmbH
 Kaulbachstraße 22a, 80539 München
 Tel 089 2386-2430, Fax 089 2386-2402
 <jesuiten@inigomedien.org>
 <www.inigomedien.org>

Verstorbene

P. Theobald Rieth
 14.04.1926
 23.11.2014
 Europäische
 Freiwilligendienste

Br. Josef Veth
 19.08.1920
 01.02.2015
 Missionsarbeit in
 Indien

P. Franz-Josef Glorius
 03.01.1935
 28.11.2014
 Lehrer am Canisius-
 Kolleg in Berlin

**Karl Josef
 Kardinal Becker**
 18.04.1928
 10.02.2015
 Prof. für Dogmatik
 an der Gregoriana

**P. Rune Probus
 Thuringer**
 01.06.1920
 12.12.2014
 Seelsorger in
 Dänemark

Dr. Rita Haub
 Leiterin des Referats
 Geschichte und
 Medien ist am
 08.01.2015
 gestorben.

**P. Joachim von
 Kerksenbrock**
 01.09.1929
 08.01.2015
 Seelsorger für
 deutschsprachige
 Katholiken in
 New York

Jubilare

03.03.1935 P. Vitus Seibel 80. Geburtstag	07.04.1935 P. Alois Berger 80. Geburtstag	26. April P. Herbert Graupner P. Konrad Landsberg P. Werner Löser P. Jörg Mauz P. Karl Heinz Neufeld P. Rolf-Dietrich Pfahl P. Hubertus Tommek P. Hans Wehmeyer 55. Ordensjubiläum	16. Mai P. Karl-Josef Gierlichs 85. Geburtstag
06.03.1940 P. Friedhelm Mennekes 75. Geburtstag	09. April P. Rainer Carls 80. Geburtstag	P. Hans Wehmeyer 55. Ordensjubiläum	19. Mai P. Walter Happel 70. Geburtstag
16.03.1935 P. Franz-Josef Holin 80. Geburtstag	10. April P. Georg Hipler 80. Geburtstag P. Werner Löser 75. Geburtstag	02. Mai P. Alfred Welker P. Michael Sievernich 50. Ordensjubiläum	22. Mai P. Ludwig Kathke 85. Geburtstag
18.03.1960 P. Franz-Josef Mohr 55. Priesterjubiläum	19. April P. Siegfried Feige P. Norbert Gille P. Karl Steffens 60. Ordensjubiläum	07. Mai P. Arnold Brychcy 80. Geburtstag	27. Mai P. Hans Wehmeyer 75. Geburtstag
18.03.1965 P. Alfons Deeken 50. Priesterjubiläum	20. April P. Hans Wilhelm Gutermuth P. Ludwig Kathke P. Peter von Werden 65. Ordensjubiläum	11. Mai P. Franz Xaver Wernz 85. Geburtstag	14. Juni P. Herbert Günther 90. Geburtstag
23.03.1945 P. Hans Joachim Martin 70. Geburtstag	26. April P. Bernhard Grom P. Benno Krämer P. Franz Magnis Suseno P. Bernhard Paal P. Hugo Stoll 60. Ordensjubiläum	12. Mai Br. Otto Wihan 80. Geburtstag	16. Juni P. Christian Kummer 70. Geburtstag
23.03.1960 Br. Herbert Bittmann 55. Ordensjubiläum		13. Mai P. Helmut Engel 75. Geburtstag Br. Karl Heinz Lang 70. Geburtstag	26. Juni P. Heinrich Jokiel 90. Geburtstag
27.03.1940 P. Ernst Förster 75. Geburtstag			27. Juni P. Ludwig Real 70. Geburtstag
			30. Juni P. Hans Wilhelm Gutermuth 85. Geburtstag

Das Archiv der Deutschen Provinz der Jesuiten

Das Telefon klingelt, am anderen Ende der Leitung meldet sich – dem Vernehmen nach – ein Mann mittleren Alters. Er sei auf der Suche nach Unterlagen zu seinem Namenspatron, dem heiligen Kaiser Heinrich II. Die Versuchung war nicht gering, den Anrufer mit Hinweis auf die Lebensdaten des Ottonenkaisers († 1024) und das Gründungsdatum der Gesellschaft Jesu (1540) mit der Auskunft zu bescheiden, dass solche in unserem Provinzarchiv natürlich nicht zu erwarten sind. Einige kurze Rückfragen ließen aber schnell erkennen, wie der Mann auf unser Archiv gestoßen war. Auf der Suche nach dem Kaiser war er auf die Acta sanctorum der Bollandisten gestoßen, und von dort war der Weg für den (gleichwohl hartnäckigen) historischen Laien nicht mehr weit bis zur Gesellschaft Jesu und ihrem deutschen Provinzarchiv in München. Wenige Erläuterungen am Telefon und die Übersendung einiger Fotokopien aus einem historischen Lexikon haben damals den Anrufer mehr als zufrieden gestellt.

Diese Episode mag verdeutlichen, was die Päpstliche Kommission für die Kulturgüter der Kirche 1998 als die „pastorale Funktion der kirchlichen Archive“ beschrieben hat. „Im Bewusstsein der Kirche sind die Archive Erinnerungsstätten der christlichen Gemeinden und Kultur-

faktoren für die Neuevangelisierung.“ Es geht also in einem kirchlichen Archiv um mehr als um „qualifizierte Altpapierverwertung“; vielmehr versteht sich unser Archiv als Apostolat der Ordensprovinz, und dies ist bei rund 200 Benutzertagen und etwa 600 Posteingängen pro Jahr nicht gering zu veranschlagen.

Das heutige „Archiv der Deutschen Provinz der Jesuiten“ bewahrt auf rund zwei

Unsere Papierstücke sind Echo und Spur des Weges der Kirche.

Regalkilometern die Unterlagen aus den deutschsprachigen Provinzen seit 1810. Das älteste Stück des Archivs (siehe Foto Seite 31) stammt noch aus vorjesuitischer Zeit und beurkundet unter dem 15. Mai 1366 einen Vergleich des Koblenzer Zisterzienserinnenklosters St. Maria in der Leer mit Else von Winnigen. Die Koblenzer Zisterzienserinnen waren 1580 nach Niederwehrt umgezogen und hatten im nunmehrigen Jesuitenkolleg ihr Archiv zurückgelassen. Aus diesem blieben drei Stücke auch über 1773 hinaus im Besitz des Ordens.



Das älteste Dokument des Archivs aus dem Jahr 1366.

Zur Überlieferung aus der alten Gesellschaft gehören unter anderem umfangreiche Handschriftenbestände des hl. Petrus Canisius (1521–1597) oder Matthaeus Raders (1561–1634), aber auch Dokumente aus den Kollegien, Residenzen und Missionen der deutschen Provinzen. Der mit Abstand größte Teil der Bestände umfasst die Zeit der neuen Gesellschaft, beginnend mit den Anfängen in der Schweiz bis 1848, über die Konsolidierung und Ausbreitung der Gesellschaft im deutschen Raum, die erneuten Vertreibung im Kulturkampf 1872 bis zur Aufhebung des Jesuitengesetzes 1917, die Zwischenkriegszeit, die NS-Zeit und die Zeit des Zweiten Weltkrieges, die Neuanfänge nach 1945 und die Aufbruchszeiten nach dem Zweiten Vatikanum und die 33. Generalkongregation 1983 bis hin in die jüngere Vergangenheit.

Die Erforschung der eigenen Ordensgeschichte hat in der Gesellschaft Jesu

eine lange Tradition. Besonders der 1892 gewählte spanische Ordensgeneral Luis Martin (1892–1906) förderte die Erforschung der eigenen Ordensgeschichte. In diesem Kontext ist auch die heutige Archivarbeit zu sehen. Sie regelt sich nach dem geltenden kirchlichen Archivrecht. Zu den Aufgaben des Archivs gehört danach vor allem die Archivierung der Unterlagen aus dem Zuständigkeitsbereich, also der Provinzialate sowie der Häuser, Mitglieder und Werke der Provinz. Archivierung beinhaltet dabei die Erfassung, Bewertung und Übernahme der Unterlagen sowie die sachgemäße Verwahrung, Ergänzung, Sicherung, Erhaltung, Instandsetzung, Erschließung (Ordnung und Verzeichnung), Erforschung, Veröffentlichung und die Bereitstellung für die Nutzung. Die Nutzung des Archivguts erfolgt in der Regel im Archiv, wo im Lesesaal drei Arbeitsplätze zur Verfügung stehen. Wegen des großen Einzugsgebiets des Provinzarchivs werden



Ausstellung des Archivs in der Hochschule für Philosophie in München.

aber auch großzügig schriftliche Anfragen bearbeitet.

Das Provinzarchiv dient der Dokumentation der besonderen Identität der Gesellschaft Jesu, ihrer Spiritualität und apostolischen Tätigkeit. Zu seinen Aufgaben gehört auch die Öffentlichkeitsarbeit, insbesondere durch Publikationen und Ausstellungen, durch Anleitung zur Arbeit mit Archivgut und durch die Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Bildung und der Wissenschaft sowie den Medien. 2014/15 werden beispielsweise Archivalien aus dem Provinzarchiv in Paderborn gezeigt. Eine Ausstellung zu „200 Jahren deutsche Jesuiten im Spiegel des Provinzarchivs“ war in den letzten eineinhalb Jahren in München (St. Michael und Hoch-

schule für Philosophie, vgl. Abbildung), im Caritas-Pirckheimer Haus in Nürnberg, in der Offenen Tür Mannheim und in der Hochschulbibliothek von Sankt Georgen in Frankfurt zu sehen.

Vom sel. Papst Paul VI. stammt die Aussage, dass unsere Papierstücke Echo und Spur des Weges der Kirche, ja des Weges des Herrn selbst in der Welt seien. Die Verehrung dieser Schriftstücke, der Dokumente, der Archive bringe deshalb indirekt zum Ausdruck, dass wir Christus verehren und im Sinne der Kirche denken. Diese „Verehrung“ der Schriftstücke, heute auch oft schon digitaler Daten, zu pflegen, ist Aufgabe des Provinzarchivs.

DR. CLEMENS BRODKORB



Franz-Josef Bormann
Tübingen. Prof. für
Moraltheologie an der
Universität Tübingen



Clemens Brodkorb
München. Leiter des
Archivs der Deutschen
Provinz der Jesuiten



Thomas Busch
München. Öffentlich-
keitsreferent im
Provinzialat der Jesuiten



Bernhard Grom SJ
München. Prof. em. für
Religionspädagogik und
Religionspsychologie
an der Hochschule für
Philosophie



Gerd Haeffner SJ
München. Prof. em. für
Phil. Anthropologie,
Geschichtsphilosophie
an der Hochschule für
Philosophie



Gundikar Hock SJ
Berlin.
Exerzitienbegleiter



Stefan Hofmann SJ
Ludwigshafen.
Habitationsstudium
in Moraltheologie



Mauritius Honegger OSB
Tübingen.
Promotionsstudium
in Neues Testament



David Hundertmark
Tübingen. Medizin-
student und Rettungs-
sanitäter



Karl Kern SJ
München. Kirchenrektor
in St. Michael



Klaus Mertes SJ
St. Blasien. Kollegs-
direktor und
Chefredakteur JESUITEN



Richard Müller SJ
München.
Bildredaktion JESUITEN



Claus Pfüff SJ
Berlin. Schulseelsorger
im Canisius-Kolleg



Wolf Z. Schmidt SJ
Nürnberg. Seelsorger
am Theresienkran-
kenhaus



**Familie
Ulrike Schmidt und
Gero Flucke**
Hamburg.



Eberhard Schockenhoff
Freiburg. Prof. für Moral-
theologie und Mitglied im
Nationalen Ethikrat



Klaus Schweigl SJ
Wien. Exerzitienbegleiter
und Hospizseelsorger



Tobias Zimmermann SJ
Berlin. Rektor des
Canisius-Kollegs

Aus der Geschichte lernen



© SJ-Bild

Haben Sie sich schon einmal gefragt, wie Jesuiten auf Bismarcks Hass gegen den Orden reagierten, wie sie sich gegen die Aufhebung des Ordens wehrten, wie sie sich insgeheim über die Nazis austauschten und Widerstand leisteten?

Wenn Sie solches interessiert, könnten Sie sich an das Archiv der deutschen Provinz der Jesuiten wenden. Es wird Ihnen kompetent helfen, denn auf mehreren Kilometern Regalen finden sich Raritäten, Perlen für Historiker und Hobby-Forscher.

Wir Menschen sollten Geschichte kennen, aus ihr lernen und nicht immer die gleichen Fehler machen. Daher sind Archive Lehrstätten und nicht Altpapiersammlungen. Können Sie uns helfen, diesen Service weiter zu leisten?

Unsere Archivare sind Dienstleister. Sie helfen, dass die Generation der langen Friedens- und Wohlfahrtszeit seit 1945 nicht nur weiß, dass die Jesuiten Schulen und Hochschulen führen, Flüchtlingen helfen und Exerzitien geben. Junge Menschen sollten auch wissen, dass erst vor 70 Jahren etliche Jesuiten - von den Nazis verfolgt - Zeugen Christi wurden: Alfred

Delp starb als Märtyrer, Rupert Mayer wurde verbannt, Alois Grimm enthauptet, Robert Albrecht hingerichtet, August Benninghaus starb im KZ, Augustin Rösch wurde von der Gestapo vergeblich gesucht.

In unserer schnelllebigen Zeit sind der Erhalt und die Pflege kirchlicher Archive wie das der deutschen Provinz der Jesuiten ein verantwortungsvoller Dienst. Dür-



fen wir mit Ihrer Unterstützung rechnen?

Aus München grüßt ganz herzlich

**EBERHARD
VON GEMMINGEN SJ**

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.

Ligabank BLZ 750 903 00

Konto 2 121 441

IBAN: DE31 7509 0300 0002 1214 41

BIC: GENODEF 1M05

<freundeskreis@jesuiten.org>

Tel 089 38185-213 Fax 089 38185-222

Für Spenden ab 10 Euro erhalten Sie eine steuerwirksame Zuwendungsbestätigung.

Bitte an der Perforation abtrennen

SEPA-Überweisung

Nur für Überweisungen in Deutschland, in EU-/EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro.
Bitte Meldepflicht gemäß Außenwirtschaftsverordnung beachten!

Benutzen Sie bitte diesen Vordruck für die Überweisung des Betrages von Ihrem Konto oder zur Bareinzahlung. Den Vordruck bitte nicht beschädigen, knicken oder bestempeln.

Empfänger (max. 27 Stellen)	FREUNDE GESELLSCHAFT JESU E. V.	
IBAN	DE31 7509 0300 0002 1214 41	
BIC	GENODEF1M05	
Spende für den Jesuitenorden		
Name des Spenders: (max. 27 Stellen)	EUR	Betrag
PLZ und Straße des Spenders:	ggf. Verwendungszweck	
Kontoinhaber/Spender: Name, Ort (max. 27 Stellen)		
IBAN/Spender	06	

SPENDE

Bitte geben Sie für die Spendenbestätigung deutlich lesbar Ihren Namen und Ihre Anschrift an.

Datum

Unterschrift

Bitte geben Sie auf dieser Zuwendungsbestätigung Ihren Namen mit Anschrift an.

Beleg für Kontoinhaber/Spender

IBAN des Auftraggebers

Empfänger

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.

IBAN Empfänger

DE31 7509 0300 0002 1214 41

Verwendungszweck

EUR

Kontoinhaber/Spender

Datum

Der Beleg gilt als Spendenbescheinigung für Zuwendungen bis zu EUR 200,00 nur in Verbindung mit Ihrem Kontoauszug oder dem Kassenstempel des Geldinstituts.

(Quittung des Kreditinstituts bei Bareinzahlung)

BESTÄTIGUNG

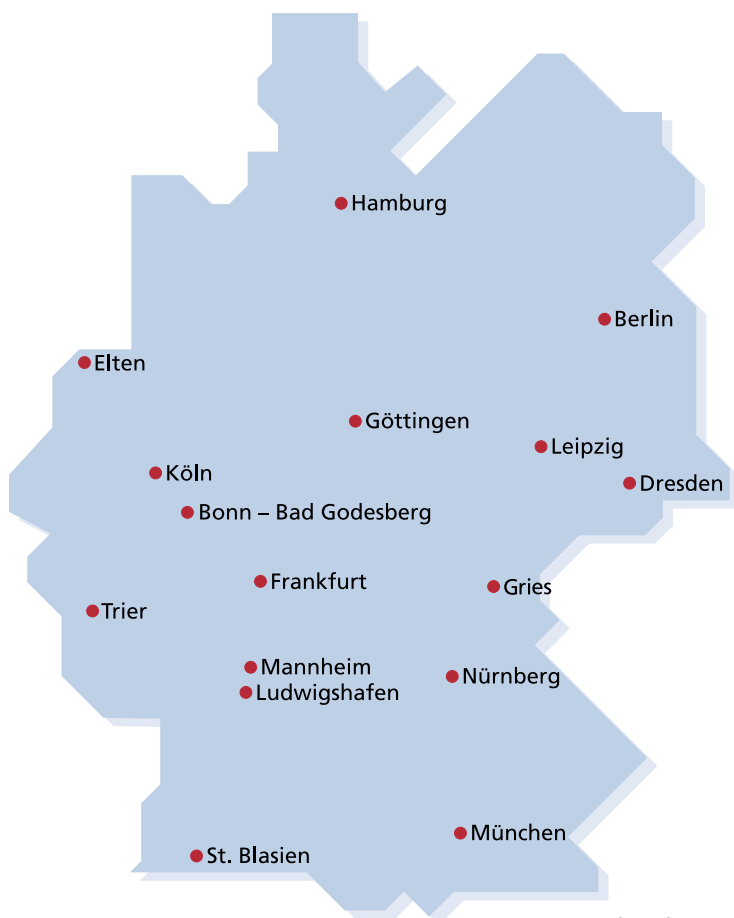
Der Verein „Freunde der Gesellschaft Jesu“
ist durch Bescheinigung des Finanzamtes
München vom 23.07.2009
(St.Nr. 143/240/20676) als ausschließ-
lich und unmittelbarreligiösen Zwecken
dienend anerkannt.

Wir bestätigen, dass wir den uns zu gewen-
deten Betrag ausschließlich zur Förderung
der Deutschen Provinz der Jesuiten und
ihrer Projekte verwenden.

Bei Spenden ab EUR 10,00 erhalten
Sie von uns unaufgefordert eine
Spendenbescheinigung.

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.
Seestraße 14
80802 München

Standorte der Jesuiten in Deutschland



Jesuiten in Skandinavien

- Århus
- Kopenhagen
- Stockholm
- Uppsala

IMPRESSUM

JESUITEN
Informationen
der Deutschen Provinz
der Jesuiten
an unsere Freunde
und Förderer
66. Jahrgang 2015/1

ISSN 1613-3889
Herausgeber
und Copyright:
© Deutsche Provinz
der Jesuiten K.d.ö.R.
Redaktionsleitung:
Klaus Mertes SJ
Redaktion:
Dr. Thomas Busch
(Chef vom Dienst)
Holger Adler SJ
Marco Hubrig SJ
Bernhard Knorn SJ
Björn Mrosko SJ
Richard Müller SJ
(Bildredaktion)
Jörg Nies SJ
Claus Pfuff SJ
Tobias Specker SJ
Johann Spemann SJ
Tobias Zimmermann SJ
Patrick Zoll SJ

Anschrift:
Redaktion JESUITEN
Seestraße 14
80802 München
Tel 089 38185-213
Fax 089 38185-252
redaktion@jesuiten.org
www.jesuiten.org

Satz und Reproduktionen:
Martina Weininger,
München

Druck:
Gebrüder Geiselberger
GmbH, Altötting
Printed in Germany

Erscheinungsweise:
Viermal im Jahr
Abonnement kostenlos

Nachdruck nach
Rücksprache mit
der Redaktion

